Bezugs-Preis
in der Hauptexpedition oder den im Stadtbezirk und den Vororten errichteten Ausgabestellen abgeholt: vierteljährlich ℳ 4.50, bei zweimaliger täglicher Zustellung ins Haus ℳ 5.50. Durch die Post bezogen für Deutschland und Oesterreich: vierteljährlich ℳ 6.—. Directe tägliche Kreuzbandsendung ins Ausland: monatlich ℳ 7.50.

Die Morgen-Ausgabe erscheint täglich ½7 Uhr, die Abend-Ausgabe Wochentags 5 Uhr.

Redaction und Expedition:
Johannesgasse 8.
Die Expedition ist Wochentags ununterbrochen geöffnet von früh 8 bis Abends 7 Uhr.

Filialen:
Otto Klemm's Sortim. (Alfred Hahn), Universitätsstraße 1,
Louis Lösche, Katharinenstr. 14, part. und Königsplatz 7.

Abend-Ausgabe.

Leipziger Tageblatt und Anzeiger.

Organ für Politik, Localgeschichte, Handels- und Geschäftsverkehr.

Anzeigen-Preis
die 6gespaltene Petitzeile 20 Pfg.
Reclamen unter dem Redactionsstrich (4gespalten) 50 ₰, vor den Familiennachrichten (6gespalten) 40 ₰.
Größere Schriften laut unserem Preisverzeichniß. Tabellarischer und Ziffernsatz nach höherem Tarif.

Extra-Beilagen (gefalzt), nur mit der Morgen-Ausgabe, ohne Postbeförderung ℳ 60.—, mit Postbeförderung ℳ 70.—.

Annahmeschluß für Anzeigen:
Abend-Ausgabe: Vormittags 10 Uhr.
Morgen-Ausgabe: Nachmittags 4 Uhr.
Sonn- und Festtags früh ½9 Uhr.
Bei den Filialen und Annahmestellen je eine halbe Stunde früher.
Anzeigen sind stets an die Expedition zu richten.

Druck und Verlag von E. Polz in Leipzig.

№ 174. **Freitag** den 6. April 1894. 88. Jahrgang.

Politische Tagesschau.

* **Leipzig**, 6. April.

Im **Reichstag**, der seine Arbeit gestern bei sehr schwach besetzten Bänken wieder aufgenommen hat, soll der „Post" zufolge die Absicht bestehen, „eine Aussprache über die vielberufenen Angriffe des „Kladderadatsch" gegen Beamte des auswärtigen Dienstes herbeizuführen". Wer diese Absicht hegt, wird nicht gesagt; jedenfalls aber würde ihre Ausführung die Bänke des Hauses und die Tribünen füllen, denn die „Kladderadatsch"-Affaire beherrscht in weit höherem Maße als manche der wichtigsten Gesetzesvorlagen die öffentliche Meinung. Da aber die „Nordd. Allgem. Ztg." heute erklärt, es werde eine Aufklärung, „so weit sie überhaupt nöthig ist", vermuthlich nicht ausbleiben, so wird der Reichstag höchst wahrscheinlich erst diese Aufklärung abwarten, bevor er seinerseits um eine solche ersucht. Graf Caprivi hätte am Besten gethan, schon früher irgend eine Gelegenheit zu einer Aussprache zu benutzen. Daß den Angriffen des „Kladderadatsch" auf hohe Beamte irgend welche Intrigue zu Grunde lag, konnte von allem Anfang an nicht zweifelhaft sein. Entweder mußte das Witzblatt Grund zu seinen Angriffen und Beweismaterial für seine Behauptungen haben, oder aber es mußte von Gegnern dieser Beamten getäuscht und mißbraucht worden sein. Eine dritte Möglichkeit war ausgeschlossen. Allerdings konnte es für den Reichskanzler nicht angenehm sein, öffentlich zu constatiren, daß irgend eine Intrigue den Angriffen zu Grunde liege. Aber auch sein Vorgänger hat sich nicht gescheut, von den Frictionen zu sprechen, die ihm von „Hintertreppenpolitikern" bereitet würden, und er erreichte durch diese offene Aussprache wenigstens das Eine, daß man ihn in der Oeffentlichkeit nicht für die Folgen dieser Frictionen verantwortlich machte und daß man von seinem energischen Willen erwartete, er werde mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln den intriguanten Hintertreppenpolitikern zu Leibe gehen. Graf Caprivi, der nun einmal eine Abneigung gegen die von seinem Vorgänger betretenen Wege hegt, hat ein anderes Verfahren anwenden zu sollen geglaubt. Er hat, wenn auch nicht gerade direct veranlaßt, aber doch wenigstens geduldet, daß Zwischenpersonen in die Sache sich mischten und den „Kladderadatsch" zum Schweigen zu bringen suchten. Dabei sind Worte gefallen, die auf einen Einfluß hindeuten, gegen den der erste Beamte des Reichs nicht einmal anzukämpfen wage. Und was das Schlimmste ist: diese Worte lassen sich nicht feststellen, da sie hinter verschlossenen Thüren gefallen sind und augenscheinlich nicht mehr fest im Gedächtniß der Sprecher haften. In diese unconcentrirbaren und der Phantasie den weitesten Spielraum lassenden Auslassungen mischen die Officiösen ihre ungeschickten und unvorsichtigen Stimmen und steigern den ohnehin schon allgemeinen Eindruck, daß es dem Nachfolger des Fürsten Bismarck an der festen und energischen Hand fehle, die seinem Vorgänger eigen war. Mit vollem Rechte schreibt die „Nat.-Ztg.":

„Es hieße die Pflicht der Presse in dieser Angelegenheit nur sehr unvollständig erfüllen, wenn man diese so behandelte, als ob lediglich ein Streit zwischen einigen Beamten des diplomatischen Dienstes und dem „Kladderadatsch" vorläge. Wenn die Behauptungen des letzteren in weiten Kreisen eine unbestreitbare Erregung hervorriefen, so beruht dies darauf, daß die öffentliche Meinung in den letzten Jahren vielfach in persönlichen und sachlichen Fragen durch Entschlüsse überrascht worden ist, welche nicht den Eindruck ausreichender Begründung, zweifeln nicht den Eindruck machten, daß sie unter ausreichender Mitwirkung der hierzu berufenen Personen erfolgt seien. Einem einzelnen derartigen Falle gegenüber beruhigt man sich mit dem Gedanken, daß die näheren Umstände nicht bekannt seien; häufen sich aber solche Vorgänge, so gerathen die zunächst betheiligten Kreise und weiterhin die Bevölkerung überhaupt in eine Stimmung, in welcher die Aufsicht des Mißtrauens, mag sie nun von wohlmeinenden, selbst bewährten Leuten oder von Intriguanten und Fronderns ausgehen, lippig aufsprießt. Es ist ein bisher Zufall, daß sich dergleichen diesmal auf dem Gebiete des diplomatischen Dienstes gezeigt hat; es hätte gerade so gut auf dem der militairischen Ernennungen oder in irgend einer sachlichen Frage geschehen können. Die Schwingungen, in welche der große Wandel von 1888 und 1890 den öffentlichen Geist in Deutschland versetzt hat, haben sich noch keineswegs beruhigt; was Noth thut, ist eine Handhabung der Staatsgeschäfte, welche nirgends einen Zweifel an der reiflichen Ueberlegung und sachlichen Erledigung aller Fragen, der persönlichen wie der materiellen, aufkommen läßt. Nur so kann eine politische Atmosphäre wieder hergestellt werden, in welcher bösartige Ausstreuungen nicht gedeihen; jetzt aber ist vielfach sogar die gutgläubige Kritik zügellos geworden."

Ob die von der „Nordd. Allg. Ztg." vermuthete Aufklärung hinreichen wird, den Zweifel an der Festigkeit und Energie des Grafen Caprivi nicht nur in diesem speciellen Falle, sondern überhaupt zu beseitigen, muß einstweilen dahingestellt bleiben, jedenfalls aber ist schon im Interesse des Herrn Reichskanzlers zu wünschen, daß er sich nicht mit einer Erklärung im „Reichs-Anzeiger" begnügt, sondern selbst im Reichstage die Gelegenheit zu einer offenen Aussprache ergreift und dabei wenigstens den Willen bekundet, jeder schleichenden Intrigue, auch wenn sie von einer schwer zugänglichen Stelle ausgehen sollte, mit der Entschiedenheit entgegenzutreten, welche die Pflicht des verantwortlichen Leiters der deutschen Politik ist.

Wie widerspruchsvoll und verwirrend das Treiben der Officiösen ist, geht recht deutlich daraus hervor, daß ein Theil von ihnen auf das Entschiedenste an der Behauptung festhält, die verbündeten Regierungen beständen nach wie vor auf der Durchberathung der sämmtlichen **Steuerreformvorlagen** während der laufenden Session des Reichstages, während ein anderer Theil heute ebenso bestimmt behauptet, der Reichstag werde seine Arbeiten wahrscheinlich schon in drei Wochen beendigen, da die verbündeten Regierungen den Wunsch aufgegeben hätten, die Steuerverhandlungen, die ja doch, von Börsen- und Lotteriesteuer abgesehen, kein praktisches Ergebniß versprächen, in die Länge zu ziehen. So seien die Regierungen dem baldigen Schluß der Session nicht abgeneigt und gedächten, die Zwischenzeit bis zum Herbst zur Ausarbeitung neuer Steuerprojecte zu verwenden. Ob diese Widersprüche auf Meinungsdifferenzen in den Kreisen der Reichsregierung, oder lediglich auf die mangelhafte Controle der officiösen Federn zurückzuführen sind, läßt sich nicht entscheiden. Seltsam genug wäre es jedenfalls, wenn die verbündeten Regierungen an die Ausarbeitung neuer Steuerprojecte gingen, bevor auch nur der ernstliche Versuch gemacht worden wäre, die alten durchzubringen. Verzichtete man auf diesen Versuch, so würde in der nächsten Session die principielle Opposition sicherlich mit der Behauptung vorrücken, die alten Projecte seien noch viel besser gewesen, als die neuen, die eine gründliche Durchberathung noch weniger verdienten.

Die in **Ungarn** nach den Kossuthdemonstrationen eingetretene Beruhigung der öffentlichen Stimmung und das allgemeine Bedürfniß nach Eindämmung aller Ueberbreitungen treten heute auch in dem angesehenen Theile der fortgeschrittensten oppositionellen Presse hervor. So schreibt das Organ der äußersten Linken, „Egyetertes" u. A.:

Die jüngsten Tage haben unser nationales Selbstvertrauen zweifellos gestärkt, denn sie zeigten das ungarische Volk einmüthig und entschlossen. Aber man sagt, sie hätten neue Mißverhältnisse und tiefe Verstimmung in der Seele unseres geliebten Königs heraufbeschworen. Wir müssen ohne Zweifel Alle dazu beitragen, daß dieser Schatten, welcher vielleicht durch den zurückgebliebenen Rest früherer Mißverständnisse verdichtet wird, ehestens vollständig verscheucht werde. Wir denken wesentlich anders über die Nothwendigkeit des Vertrauens zwischen König und Nation, als daß wir den Ton recriminirender Drohung, der in der Trauerklage Otto Herman's durchbrach, uns aneignen sollten. Andererseits würde Jeder das Stigma der gegen die nationale Empfindung verübten Felonie verdienen, der in der Versammlung des Königs einen geringeren Hebel erblicken würde, um die gegenwärtige Regierung zu stürzen. . . . Geben wir unserem König neuerdings zu wissen, daß wir unsere constitutionelle Freiheit bis zum Tode vertheidigen, daß wir unsere Rechte auf gesetzlichem Wege erweitern, daß wir unseren geschichtlichen Beruf vollständig erfüllen wollen, daß wir die Helden unserer Kämpfe im heiligen Andenken bewahren, daß wir aber Kraft des verfassungsmäßigen Bundes allezeit einstehen für die Sicherheit des Thrones, und daß es in diesem Lande Niemanden giebt, der die wohlthätige Gemeinsamkeit zwischen König und Volk, auf der sich die künftige Größe unserer Nation aufbaut, stören wollte.

Auch der „Budapesti Hirlap", welcher sonst in allen ultranationalen Kundgebungen voranschreitet, äußert sich in gleichem Sinn. Das sind höchst bemerkenswerthe, freudig zu begrüßende Symptome der Lage, zu denen auch die öffentliche Erklärung Franz Kossuth's gehört, daß er die beabsichtigte Reise in die Provinz aufgegeben habe, welche — ob gewollt oder nicht gewollt — dennoch zu politischen Demonstrationen geführt hätte. Von sehr wohlthätigem Einfluß wird auch die bevorstehende Anwesenheit Kaiser Franz Joseph's in Ungarn sein, für welche große königstreue Kundgebungen geplant werden.

Wie hie und da in Deutschland scheint auch in **Frankreich** die Antisemitenhetze mit der Protestantenhetze sich verschmelzen zu wollen, wenigstens hat der Director der antisemitischen „Libre Parole", Edouard Drumont, der „Ahlwardt Frankreichs", wie ihn ein deutsches Blatt treffend bezeichnet, unter dem Titel „Ein kleines Irland" in seinem Blatte gegen die Protestanten im Gard-Departement ein Haberfeldtreiben schlimmster Sorte begonnen. Bekanntlich ist dieses Departement ein Bestandtheil jener Languedoc, wo der Protestantismus sich am raschesten entfaltete und die grausamsten Verfolgungen zu erdulden hatte. Daß ein Jahrhundert nach der französischen Revolution das „Hugenottengeschlecht" an der Verwaltung und den öffentlichen Aemtern gleich den Katholiken seinen Antheil hat, erscheint Drumont unerträglich. Mit allgemeinen Betrachtungen darüber begnügt er sich nicht, sondern listet ein Verzeichniß aller Personen, Männer und Frauen, Richter, Verwaltungsbeamte, Lehrer, Aerzte u. s. w., aufstellen, die aus der Staatscasse besoldet werden, und damit noch nicht zufrieden, schimpft die „Libre Parole" darüber, daß die Preisgerichte bei Pferde-, Hunde- und Gartenbau-Ausstellungen vorwiegend aus Protestanten zusammengesetzt sind, und daß man in der städtischen Bibliothek von Nimes, wo die meisten Beamten Protestanten sind, die vollständige Sammlung der „Revue du Protestantisme française" aufgelegt findet. Man sieht: was Fanatismus und Scrupellosigkeit in der Wahl der Mittel anbetrifft, erweist sich der Antisemitismus als ein gelehriger Schüler des Ultramontanismus. — In Paris taucht wieder ein neues Panama-Unternehmen auf. Vorgestern fand dort eine Versammlung von Inhabern von etwa 18 000 Panama-Obligationen statt, in der die Vollendung des Panamacanals beschlossen wurde. Es soll zu diesem Zwecke ein Syndicat von Obligationairen und eine Gesellschaft mit einem Capital von 60 Millionen Francs gebildet werden. Das Syndicat wurde beauftragt, sich mit den Abwicklern der alten Panamagesellschaft in Verbindung zu setzen. Fürs erste wurden 20 Millionen Francs gezeichnet. Dieses Beginnen ist ein ganz aussichtsloses, denn man weiß, daß die Kosten für Weiterführung der Canalarbeiten von Fachleuten auf 700—900 Millionen Francs geschätzt worden sind. In Wirklichkeit kann es sich nur um eine neue Speculation auf das Geld Solcher handeln, die, wie überall in der Welt, so auch in Frankreich, nicht alle werden.

Auf dem Schauplatz des **amerikanischen Branntwein-Aufruhrs** in Süd-Carolina ist die Lage noch unverändert. Die Grafschaften Darlington und Florence befinden sich thatsächlich im Belagerungszustande. Stark bewaffnete Polizei bewacht vier Staatsschenken in Charleston. Man erwartet, daß der Gouverneur weitere radicale Maßregeln ergreifen wird. Die Leichenbeschauuntersuchung über die vier in Darlington ermordeten Geheimpolizisten wird ungewöhnliches Interesse erregen. Sollten Schulleute Aussagen zu Gunsten der Ermordeten machen, so wird sie auch die Miliz nicht vor der Rache des Volkes schützen können. Die Versicherungsgesellschaften heben die Versicherungen der Staatsschenken auf, da sie fürchten, diese möchten jeden Augenblick von der Menge zerstört werden. Gouverneur Tillmann erklärte der Miliz, daß er die Polizei des Staates in die Hände nehmen und das Gesetz durchführen werde, möge es kosten, was es wolle. „Gesetz ist Gesetz, und als Gouverneur habe ich geschworen, daß die Gesetze beobachtet werden sollen, bis sie aufgehoben sind. Und dazu helfe uns Gott. Ich werde alle meine Kraft anwenden, ihnen Gehorsam zu verschaffen". Wenn einige Milizsoldaten den ihnen zugegangenen Befehlen nicht gehorcht hätten, so seien genug da, die dem Befehl Folge leisten würden. Die Gegner des Spirituosengesetzes müßten sich dem Willen der Mehrheit des Volkes unterordnen. „Mein Leben ist bedroht worden, aber ich habe keine Furcht, und ich werde die Legislatur zusammen berufen, wenn weitere Vollmachten nothwendig sind." Die Milizgruppen, vor denen der Gouverneur diese Rede hielt, jubelten derselben zu. Im Repräsentantenhause zu Washington haben übrigens die Rebellen am Mittwoch einen Wortführer gefunden. Dort beantragte Gresvenor von Ohio eine Untersuchung über das Verfahren des Gouverneurs Tillmann, weil er den telegraphischen Verkehr zwischen den verschiedenen Staaten gehemmt und dadurch eine thatsächliche Censur der Presse ausgeübt habe.

Deutsches Reich.

L. **Leipzig**, 6. April. Vor dem 2. Strafsenate des Reichsgerichts kam heute abermals ein Proceß gegen den Buchdruckereibesitzer Glöß in Dresden wegen Beleidigung des Reichskanzlers Grafen von Caprivi zur Verhandlung. Es handelte sich um den im Verlage des Angeklagten erschienenen „Politischen Bilderbogen Nr. 8", enthaltend das „Juden-ABC." Durch einen Vers und das dazu gehörige Bild fühlte sich Graf Caprivi beleidigt, weshalb er gegen Verleger und Verbreiter Strafantrag stellte. Das Landgericht Berlin I sprach am 5. Januar elf mitangeklagte Sortimentsbuchhändler frei, verurtheilte jedoch den Verleger Glöß wegen Beleidigung zu 50 Mark Geldstrafe, erkannte dem Beleidigten die Publicationsbefugniß zu und ordnete die Unbrauchbarmachung eines Theiles des Bilderbogens an. — Gegen dieses Urtheil hatten der Angeklagte und der Staatsanwalt Revision eingelegt. Der Erstere rügte u. A. Beschränkung der Vertheidigung, sowie Nichtbeachtung der Einrede der Verjährung und die Unzuständigkeit des Berliner Gerichtes. Die Revision des Staatsanwaltes verwies darauf, daß gegen den Angeklagten nicht Thäterschaft nach §. 185 des St.-G.-B., sondern nur ein Fahrlässigkeitsdelict nach

Feuilleton.

Medea.

Ein bürgerlicher Roman von Wilhelm Wolters.

(Nachdruck verboten.)

10] (Fortsetzung.)

Aufathmend blieb sie mitten im Zimmer stehen und stützte ihre Hand auf die Tischplatte. Der letzte Rest von Roth war aus ihrem Gesichte gewichen. Ihr graues Auge blickte starr ins Weite. Nicht die weichherzige Mutter war sie mehr, die sich in schwacher Stunde vom Drängen ihres wilden Kindes hatte überrumpeln lassen — nur noch die in ihrem Stolze gekränkte, von einem Schauspieler beleidigte, von einem Zeitungsschreiber nicht mit dem schuldigen Respect behandelte Patriziertochter aus dem alten grimmigen Geschlechte der Wickboldt.

Es klingelte.

„Gut, da ist Martha".

VIII.

Zu der selben Stunde, in der Frau Fabrikant Langloy ihrem theilnahmsvollen Herzen bei der Jugendgespielin Luft machte, gratulirte Chefredacteur Martini seinem jüngeren Collegen und Freunde.

Der höhnische, gallige Zug in seinem verwitterten Gesichte schien durch einen leichten Hauch von Melancholie gemildert. Er sprach etwas weniger beißend als gewöhnlich, und seine Ausdrücke waren nicht so bissig wie sonst. Er saß rittlings auf seinem Stuhle, den Rücken nach dem Schreibtische gewendet und arbeitete tiefsinnig an seinem langen polnischen Schnurrbarte.

„Ich hab' mir's gedacht . . . es schwante mir so etwas . . . Sie thun mir leid, lieber Herr Förster, wirklich leid; denn Sie waren im Grunde genommen trotz Ihrer idealen Anwandlungen kein übler Kerl."

„Ich war? . . . Und leid? . . . Lieber Herr Martini, heute wenigstens sollten Sie mir gegenüber solche Späße lassen."

„Es sind keine Späße", erwiderte Martini düster, „es ist mein ganzer Ernst . . . Sie hatten es so gut . . . eine sorgenfreie Zukunft . . . und nun machen Sie solch' einen Streich . . . den dümmsten, den der Mensch begehen kann . . . sich von einem Weibe an der Nase herumführen zu lassen . . ."

„Sie werden beleidigend!"

„Ja, ja, so ist's", fuhr Martini bitter fort, ohne auf Paul's Aufbrausen zu achten und als ob er mit sich selbst spräche, „. . . welch' köstlichen Preis gewinnt nicht ein Mann an solch' süßer Braut . . . Das liebe, junge, rundliche, sanfte, geschmeidige Ding! . . . Gerade so sanft muß ihr Herz sein, gerade so frei von allen scharfen Ecken ihr Gemüth, gerade so fügsam ihr Charakter . . . Diese wunderschönen Linien an Wange, Mund und Kinn, diese Augenlider, die so zart sind wie Blüthenblätter, diese langen Wimpern, die sich kräuseln wie Staubfäden und die dunkle feuchte Tiefe dieser wunderbaren Augen! . . . Ja ja, haha! Wer zarte Pfirsiche liebt, vergißt leicht den Stein und beißt zuweilen darauf, daß ihm die Zähne weh thun . . ."

„Was haben Sie, Martini?" rief Paul verwundert.

„Nichts", entgegnete Martini trocken, „ich citire nur . . . Ich hab's auswendig gelernt für solche Fälle . . . Einer von den wenigen Dichtersprüchen, die in meiner Gehirnbibliothek stehen . . . Ach Gott, ein Mann, der sich so lange in der Welt herumgetrieben wie Sie, der sollte es doch auch schon wissen, daß es zwischen Augenwimpern und Sittlichkeit keine unmittelbare Beziehung giebt." Er sprang auf. „Wenn Sie noch ein einziges Mal ohne anzuklopfen hereinkommen, werfe ich Ihnen das Tintenfaß an den Kopf!"

„Herr Hahn läßt um den Leitartikel bitten", erwiderte der Filzschuhbote mit der Ruhe eines Seneca.

„Sagen Sie Herrn Hahn, ich wünschte, daß die Pest ihn holte, und kommen Sie in einer Viertelstunde wieder!"

Der Unhörbare verschwand.

„Sehen Sie", fuhr Martini, auf- und niedergehend, fort, „ich liebe die Menschen überhaupt nicht, ich habe keine Ursache dazu, sie zu lieben, aber — drei Sorten von Menschen hasse ich, ja, ich hasse sie! . . . Die Schornsteinfegerlehrlinge, dieses Bettelvolk, die Kellner, dieses Bettelvolk, und die Weiber, die Weiber mit einer einzigen Ausnahme — der George Eliot, weil sie die Weiber schlecht macht! . . . So kennt kein Mann das Weib, kann er es nicht kennen, das Heuchelgeschöpf, das in der Wiege schon Komödie spielt, wie das Weib ihr eigenes Geschlecht kennt, und dies Weib hat es trefflich gezeichnet! . . . Da . . . da . . ." Er rannte nach seinem Schreibtische, riß die Schieblade auf, holte ein zerfetztes Büchelchen heraus und blätterte wild. „Da . . . da . . .", schrie er und schlug mit der Rechten auf die Blätter, „da . . . es ist ganz gottlos und gegen die Bibel, daß eine Frau ein Segen für den Mann sei . . . wer hat denn das ganze Elend im Paradiese angerichtet? . . . Man könnte ebenso gut sagen, Nattern und Wespen und Schweine und wilde Thiere seien ein Segen, da sie doch nur Uebel sind, die zu unserem jetzigen Prüfungsstande gehören, und die sich ein Mann mit Recht so weit wie möglich vom Leibe hält, in der Hoffnung, daß er sie im anderen Leben ganz los wird . . . wenn es ein anderes Leben giebt! . . ."

„Sie sind krank", lachte Paul.

Es klopfte und im selben Augenblicke trat vergnügt lächelnd Herr T. O. Willrich ein.

„Ah . . . mein lieber Herr Förster", sagte er, auf Paul zugehend, „ich freue mich, freue mich aufrichtig . . ." Und ihm die Hand schüttelnd: gestatten Sie mir, daß ich Ihnen meine besten Glückwünsche ausspreche . . . das ist wirklich vernünftig von Ihnen . . ."

(Martini warf mit einem verächtlichen Achselzucken Eliot's Adam Bede in die offene Schieblade seines Schreibtisches zurück.)

„. . . das könnte sich mancher zum Exempel nehmen . . ."

„Zum abschreckenden, ja", grunzte Martini.

„Das dachte ich mir, daß Sie wieder nicht damit einverstanden sind, und wenn's blos wäre, um mir Opposition zu machen." Er wendete sich zu Paul. „Sie haben sehr recht gethan, junger Mann, sehr recht; ich kann mir nichts Schöneres denken, als ein trauliches Heim . . ."

„Und einen traulichen Pantoffel!"

Herr T. O. Willrich ballte krampfhaft beide Hände zusammen, wie um sich selbst im Zügel zu halten. „Sie kennen ihn ja mit seinem Pessimismus, hören Sie nicht auf ihn . . . Ja, es ist doch schließlich nur das Weib, welches uns unser Leben zu einem wirklichen Leben gestaltet . . ."

„Nur die weiblichen Flöhe beißen!" rief Martini dazwischen.

Herr T. O. Willrich griff sich nervös an den Hemdenkragen, aber er bezwang sich. „Wie gesagt, ich freue mich . . ."

„Ich begreife nicht, wie ein vernünftiger Mensch sich solch einen Klotz ans Bein binden kann."

T. O. Willrich machte eine Bewegung mit Lippen und Gaumen, als ob er etwas verschlucke. „Ich habe Sie schon wiederholt gebeten, sich in Ihren extravaganten Aeußerungen zu moderiren!"

„Und ich Ihnen ebenso oft erwidert, daß ich genau so rede wie mir's beliebt."

„Wie können Sie sich erlauben, mich einen unvernünftigen Menschen zu nennen, und meine Frau mit einem . . . Klotz . . . hm hm . . .", stetterte T. O. Willrich, der ganz roth im Gesicht geworden.

„Ich habe Sie nicht gemeint . . . Schon das Kindergeschrei allein kann Einen verrückt machen . . ."

„Das ist durchaus nicht der Fall", entgegnete T. O. Willrich energisch, „im Gegentheile, es ist das Lieblichste, was ein Vaterherz hören kann . . . ich möchte gar nicht sein ohne Kindergeschrei . . . es fehlt mir ordentlich etwas . . ."

„Nun, darum auch!" höhnte Martini und machte eine Geste, mit welcher man Orgelpfeifen anzudeuten pflegt.

„Was soll das heißen?" schrie jetzt Willrich, der sich nicht mehr beherrschen konnte.

„Wen's juckt, der kratze sich!"

„Ich verbitte mir alle solche un . . . un . . . alle solche Anzüglichkeiten!"

„Sie haben sich von mir gar nichts zu verbitten!"

„Das ist mein Haus hier!"

„Und meine Stube!"

„Sie sollen von mir hören!"

„Aber nicht schriftlich, nicht schriftlich! Das verbitte ich mir! Ich kann Geschriebenes heute nicht lesen!" rief Martini dem erzürnten Herausgeber nach, der mit zusammengebissenen Zähnen, beide Fäuste in den Seitentaschen seines Jackets, hirschroth im Gesicht, wie ein Pfeil zur Thür hinausschoß.

„Da geht er hin", lachte Martini giftig, „und singt nicht mehr, der Beglückungsapostel! Sie kennen ihn ja mit seinem Optimismus", fuhr er mit der Scheere klappend fort, „hören Sie nicht auf ihn, junger Mann, ich warne Sie . . ."

„Nun ist's genug", unterbrach ihn Paul heftig. „Es handelt sich um keinen Scherz, und Sie stehen vor einer Thatsache. Jedes weitere Wort in dem bisherigen Sinne müßte ich als eine Beleidigung auffassen, eine Beleidigung gegen meine Braut, die (der Ton seiner Stimme wurde verbindlicher) noch dazu eine Landsmännin von Ihnen ist."

Martini wurde blaß und ging langsam nach seinem Pulte.

Mir scheint es beinahe, dachte Paul, als er am Nachmittage auf dem Wege nach der Casernenstraße war, daß Martini selbst so ein Eliot'scher Barthel Massey ist, mit dessen Worten er sich in einen solchen Furor hineinredet. Am Ende auch einmal irgendwo „im Süden" seine bitteren Erfahrungen aus allereigenster Quelle geschöpft hat . . . der Arme . . .

Er überholte Cläre mit Miß Anita Maxwell, die sich auf einem kleinen Ausgange in die Stadt befanden, auf welchem

SLUB
Wir führen Wissen.